

Horizonte

Der Krieg der Vergessenen

Von der Welt unbeachtet toben in den Nuba-Bergen im Sudan Kämpfe zwischen Rebellen und Regierung. Frauen und Kinder sterben, Tausende sind vertrieben

VON JOHANNES DIETERICH

TOROGE. Von der Anhöhe des Berges aus sieht alles sehr idyllisch aus. Man blickt auf sanft abfallende Hügel, die Ausläufer der Nuba-Berge, dahinter erstreckt sich ein weites Tal bis zum Horizont. Am Himmel geht links ein perfekter Vollmond auf und rechts die warme Sonne unter. Zwischendrin aber herrscht der Krieg.

„Dort“, sagt Mubarak Abdurachman Ahmed und deutet mit dem Finger in die Tiefe, „sitzt der Feind.“ Auf einem Hügel in knapp zwei Kilometern Entfernung blitzt Mündungsfeuer auf. Das harte Gebell eines Maschinengewehrs schallt zum Berg herauf. Ein zweites Mündungsfeuer blitzt auf, kaum hundert Meter vom ersten entfernt. „Und das sind wir“, sagt der Rebellenoffizier, „wir zeigen es denen.“

Das Zischen von Mörsergranaten ist zu hören, dann der markerschütternde Einschlag eines Panzergeschosses. Zwei Mig-Jets rasen im Tiefflug über das Tal, ihre Raketen detonieren in der Savanne. Schon seit Tagen währt die Schlacht um das Garnisonsstädtchen Tороge in der sudanesischen Provinz Südkordofan. Vom Rest der Welt kaum zur Kenntnis genommen, liefern sich die Nuba-Rebellen der Sudanesischen Volksbefreiungsarmee Nord (SPLA-N) und die sudanesischen Regierungstruppen erbitterte Gefechte. „Aber wir haben die Oberhand“, sagt Mubarak mit Bestimmtheit. „Denn wir wissen, wofür wir kämpfen.“

Am Himmel kreist inzwischen eine Antonow-Transportmaschine. Hin und wieder lässt die Besatzung eine Bombe aus der geöffneten Ladelupe kullern. Die Sprengsätze stürzen mit lautem Pfeifen in die Tiefe, um irgendwo in der Landschaft zu explodieren. Ob sie eine Stellung der Rebellen, Zivilisten oder nur eine Ziege zerfetzen, bleibt dem Zufall überlassen.

Kinder fangen an zu schreien. Sie kauern mit ihren Müttern und Großmüttern am Berghang zwischen großen Felsen und in Höhlen. Hunderte Flüchtlinge harren hier seit Wochen mit ein paar Kochtöpfen und Bastmatten aus. Sie hoffen, dass sie bald wieder in ihre Hütten nach Tороge zurückkehren können. Einer von ihnen ist Mousa Malwa. Zusammen mit seinen 15 Kindern wurde der 38-Jährige von seiner Frau getrennt, als die Regierungstruppen vor zwei Monaten das Städtchen einnahmen. „Ich weiß nicht einmal, ob sie noch lebt“, sagt Malwa leise. Er und seine Kinder schauen mit geröteten Augen zu dem am Himmel kreisenden Flugzeug hinauf. Spätestens wenn das Pfeifen der Bombe zu hören ist, müssen sie hinter den Felsen verschwunden sein. Sonst könnte es ihnen ergehen wie den beiden Jungen, deren Beine gestern von einer Bombe zerfetzt wurden.

Kuku Jazkwa, Brigadegeneral der SPLA-N, scheint der Kriegsgläubig völlig kalt zu lassen. Wann immer während des Interviews eine Mig 29 der Regierungsarmee über den Befehlsstand der Rebellen am Fuß des Berges hinwegdonnert, werden die



CAP ANAMUR/JÜRGEN ESCHER

Felsen als Schutz vor Bomben: Viele Menschen haben ihre Dörfer verlassen und leben in Höhlen und Spalten der Nuba-Berge.

Gäste ins Erdloch beordert – der General selbst bleibt trotz draußen stehen. Sobald sie Tороge eingenommen hätten, würden die Rebellen auch die Provinzhauptstadt Kadugli erobern und dann auf direktem Weg zur Hauptstadt Khartum weiterziehen, sagt er. Dass die Rebellenarmee das Garnisonsstädtchen gerade erst verloren und den Regierungstruppen wenig entgegenzusetzen hat, sagt Jazkwa nicht.

Araber gegen Afrikaner

Der Konflikt zwischen den afrikanischen Nuba und der in Khartum herrschenden arabischen Elite ist Hunderte von Jahren alt. Von deren Sklaven jagenden Vorfahren wurden die Nuba einst aus dem fruchtbaren Niltal in die kargen Berge der heutigen Südkordofan-Provinz verdrängt. In den 80er-Jahren schlossen sie sich dem Aufstand der afrikanischen Völker im Südsudan gegen die Zentralregierung in Khartum an.

Doch als die Befreiungsfront SPLA 2005 einen Friedensvertrag mit Khartum schloss, der zu einem Abspaltungs-Referendum und im vergangenen Jahr dann zur Gründung einer unabhängigen Republik Südsudan führte, waren die Nuba in Südkordofan die Verlierer. Denn als neue Grenze wurde eine 1956 von der britischen Kolonialmacht gezogene Linie festgelegt, und das Siedlungsgebiet der Nuba liegt nördlich dieser Linie. Im Friedensvertrag

hiieß es zwar, ihr Schicksal solle durch „öffentliche Konsultationen“ geregelt werden. Doch Khartum ließ einen solchen Dialog nie zu.

Als in Südkordofan im Mai 2011 Wahlen abgehalten wurden, standen sich als Kandidaten der populäre SPLA-N-Kommandant Abdelaziz al-Hilu und der vom Internationalen Strafgerichtshof in Den Haag wegen Kriegsverbrechen in Darfur angeklagte Ahmed Haroun gegenüber. Haroun gewann überraschend mit hauchdünner Mehrheit. In den Augen der Nuba konnte das nicht mit rechten Dingen zugegangen sein. Anfang Juni brach deshalb in der Provinz wieder Krieg aus. „Wir hatten gar keine andere Wahl“, sagt Offizier Mubarak, der Rebellenchef Al-Hilu als politischer Kommissar zur Seite steht. „Die Völkermörder in Khartum hätten uns alle umgebracht.“

Seither haben sich entlang der Nuba-Bergkette abermals Tausende von Flüchtlingen in provisorischen Hütten und Zelten niedergelassen. Sobald das Geräusch einer anfliegenden Antonow zu hören ist, flüchten sie in die Felsspalten. Auch Saw-san Hassan sitzt wieder in der Höhle bei Tungoli, in der sie schon vor dem kurzlebigen Friedensschluss saß. Zwischen den mächtigen Felsbrocken hat sie sechs ihrer acht Kinder zur Welt gebracht. „Die Flugzeuge kommen meist morgens um neun oder nachts um zwei“, sagt Hassans ältester Sohn Nejumi. „Völlig sicher



BLZ/RITA BOTTCHEK

sein können wir uns nie.“ Gelegentlich wacht der 22-Jährige nachts vom Brummen der Flugzeugmotoren auf und rennt los – nur um noch im Laufschritt festzustellen, dass er das Geräusch geträumt haben muss.

Schon seit einem halben Jahr geht der Gymnasiast Nejumi nicht mehr zur Schule. Sein Internat ist wie fast alle Schulen in den Nuba-Bergen geschlossen. Seine Eltern wollen, dass er in den Südsudan flieht, um dort zur Schule zu gehen – ohnehin reichen die Familienvorräte an Sorghum und Sesam höchstens noch für drei Monate. Was danach kommt, weiß Mutter Hassan nicht. Internationale Organisationen, die sich um Tungolis Höhlenmenschen kümmern würden, gibt es nicht.

Kaum ein Hilfswerk hat sich je in die Nuba-Berge verirrt. Und die we-

nigen Organisationen, die wie etwa die christlich-fundamentalistische Samaritan's Purse hier außer unzähligen Kirchen auch Brunnen baute, brachten sich nach Ausbruch des Krieges schnell in Sicherheit. In der Region, die größer ist als Baden-Württemberg und einst 400 000 Menschen beheimatete, halten sich derzeit nur zwei ausländische Helfer auf: ein für die katholische Kirche tätiger Arzt aus den USA und Raphael Veicht, der im Auftrag des deutschen Hilfswerks Cap Anamur das Krankenhaus von Lwera betreibt.

Mancher Patient hat mehrere Nachtmärsche hinter sich, wenn er das mit zwei OP-Tischen und einem Labor ausgestattete Hospital erreicht. Schwer Erkrankte werden zu weilen kilometerweit im Bett hergeschleppt. Veicht, der im Münchener Universitätskrankenhaus zum Intensiv- und Anästhesie-Pfleger ausgebildet wurde, schneidet Geschwüre auf, pappelt unterernährte Kinder auf, gibt vom Bombenterror in die Depression gejagten Frauen Stimmungsaufheller und zieht verletzten Rebellenkämpfern Granatsplitter aus dem Leib. Dieselbe Hilfe würde er auch Regierungssoldaten leisten, sagt er, um seine Neutralität zu betonen. Nur dass die weder mit Bomben beworfen werden, noch sich je nach Twere verirren.

Hin und wieder muss auch der beleibte Bayer beim Nahen einer Antonow aus dem Behandlungs-

zimmer rennen, um in einem Erdloch Schutz zu suchen. Jüngst detonierte sogar eine Rakete nicht weit vom Hospital entfernt. „Sie müssen gar nicht unbedingt treffen, um ihr Ziel zu erreichen“, sagt Veicht. Der Regierung in Khartoum genügt es, wenn sie die Bevölkerung vertreibt.

Es ist erst zehn Uhr morgens, doch Jusif Kafi Durfan rinnt der Schweiß bereits in Strömen von der Stirn. Der 36-jährige Bauer führt einen kleinen Flüchtlingstreck an, der außer ihm aus seiner Schwägerin und deren sechs Kindern besteht. Sie führen zwei beladene Fahrräder mit sich. Durfans Bruder wurde im September von einer Bombe zerfetzt. Seine eigene Familie hat er bereits vor vier Monaten über die Grenze ins südsudanesischen Flüchtlingslager Yida gebracht, jetzt ist die Familie des verstorbenen Bruders dran. „Für keinen von uns gibt es hier noch eine Zukunft“, sagt er ausdruckslos. Auf den Gepäckträger seines Fahrrads sind Plastikplanen und Wasserkanister geschnürt, die Schwägerin balanciert eine Wanne mit Geschirr auf dem Kopf. Mehr ist der Familie nicht geblieben.

Rekruten in Badelatschen

Es ist kein Strom von Flüchtlingen aus den Nuba-Bergen, eher ein stetiges Tröpfeln. Manche gehen zu Fuß, andere haben das Glück, einen Platz auf einem klapprigen Lkw zu ergattern. Fast die Hälfte der Bevölkerung hat bereits die Heimat verlassen. Das einst quirlige Kauda liegt abends wie ein Geisterstädtchen stromlos in der Dunkelheit, der Markt besteht aus leeren Tischen, Mobilfunksender funktionieren nicht mehr.

„Wir haben gar nichts dagegen, wenn unsere Leute weggehen“, sagt Vizekommandant Philip Kawa im Hauptquartier der Rebellen. „Im Gegenteil, wir ermuntern sie dazu.“ Lieber führten sie den Krieg in einem leeren Land, als die Zivilbevölkerung noch mehr in Mitleidenschaft zu ziehen, sagt der Rebellenkommandant.

Vom Optimismus seines Kollegen an der Front ist Kawa weit entfernt. „Dieser Krieg kann noch Jahre dauern“, sagt er. „Wir befinden uns derzeit in der Defensive.“ Grund dafür sei nicht zuletzt das Desinteresse der internationalen Gemeinschaft. Die habe zwar während des Aufstands gegen Gaddafi ein Flugverbot über Libyen verhängt. Doch die Luftwaffe des wegen Völkermordes angeklagten sudanesischen Präsidenten Omar al-Baschir könne ungestört weiter bombardieren. „Tut etwas dafür, dass sich das ändert“, fordert Kawa seine Gäste auf.

Neun Monate nach Kriegsbeginn wird aufseiten der Rebellen schon der Volkssturm mobilisiert. Nicht weit von der Front in Tороge entfernt trainiert am Wegesrand ein Bataillon neuer Rekruten, viele in Badelatschen. Unter ihnen ist der grauhaarige Jusif al Doud Suleiman, der einst im schwäbischen Blaubeuren Deutsch gelernt hat. Beim Robben über den staubtrockenen Boden hält der 48-Jährige als Gewehrsatz einen Holzprügel in der Hand. „Hier muss jetzt jeder helfen“, sagt der studierte Landvermesser.

www.radioeins.de **BERLINALE LIVE IM RBB** Heute, 19 - 21 Uhr auf radioeins: **Das Berlinale Radio** **95,8 radioeins rbb** NUR FÜR ERWACHSENE Die Berlinale täglich auch im rbb Fernsehen. **Berlinale Talk** Katrin Bauerfeind und Volker Wieprecht im Gespräch mit Erin Brockovich live aus dem radioeins-Bus am Potsdamer Platz

BERLIN UND BRANDENBURG

Anfangs regnet oder schneit es nach Süden hin noch örtlich. Sonst ist es heiter oder locker bewölkt und bei 1 bis 3 Grad trocken. Der Wind weht dazu stark und böig. Nachts gibt es Frost bis minus 5 Grad.

Biowetter: Rheumatiker klagen über Gelenk-, Glieder- und Muskelschmerzen. Dadurch können Bewegungsabläufe eingeschränkt sein. Verstärkt gibt es Kopfweh und Migräneattacken.

Berliner Luft: gestrige Höchstwerte um 13 Uhr in µg/m³: Ozon: 38; Stickstoffdioxid: 88; Schwebstaub: 98; Luftfeuchtigkeit: 75%

Gefühlte Temperatur: maximal -3 Grad

Wind: frisch aus West.

Donnerstag wolkig -3°/2°

Freitag Regen -1°/4°

Sonnabend Regen 1°/7°

WETTERLAGE

SA: 07:24 Uhr
SU: 17:18 Uhr
MA: 02:22 Uhr
MU: 10:33 Uhr

Mondphasen: ● 21.02. ○ 01.03. ○ 08.03. ● 15.03.

Schneehöhen: Thüringer Wald bis 80 cm
Harz bis 60 cm
Erzgebirge bis 90 cm
Bayerische Alpen bis 400 cm

REISEWETTER

Acapulco	32°	heiter
Bali	32°	Gewitter
Bangkok	34°	heiter
Buenos Aires	33°	heiter
Dubai	24°	sonnig
Hongkong	25°	wolkig
Jerusalem	18°	Schauer
Kairo	24°	heiter
Kapstadt	25°	heiter
Nairobi	28°	heiter
New Delhi	20°	wolkig
New York	12°	sonnig
Peking	3°	heiter
Perth	35°	heiter
Phuket	29°	heiter
Rio de Janeiro	32°	heiter
San Francisco	12°	sonnig
Santo Domingo	26°	Schauer
Singapur	32°	Gewitter
Sydney	26°	wolkig
Tokio	13°	wolkig
Toronto	2°	heiter